

## Das Wasser der bunten Vögel

Uruguay vom 22. 9. bis zum 22. 12. 1996  
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

# Inhalt

---

Zur Person	118
Warum Uruguay?	118
Ich sehe einen Berg: Uruguay früher und heute	119
„Radiogruppe Testimonios“ und andere Medien	121
Die Uruguayos	124
Kultur pur	128
Der Reichtum ist vorbei: Von Arbeitslosigkeit bis Zukunftsperspektiven	129
Impressionen aus der Hauptstadt	135
Die Könige der Landbesetzer	139
Darum Uruguay!	143



*Beate Köhne*, 1969 geboren, studierte Germanistik, Biologie und Psychologie in Bielefeld. Magistra Artium. Seit 1989 Arbeit als freie Journalistin, anfänglich bei der „Neuen Westfälischen“, dann für das Landesstudio Bielefeld des „Westdeutschen Rundfunks“, Hörfunk und Fernsehen. Praktika bei der „Neuen Westfälischen“, dem „Hamburger Abendblatt“, der „Deutschen Presse-Agentur“, der „Süddeutschen Zeitung“, der „media 3 – Film- und Fernsehproduktion“ und dem „Westdeutschen Rundfunk“. 1995/96 Volontariat beim „Mitteldeutschen Rundfunk“ in Leipzig. Beate Köhne lebt als freie Journalistin in Bielefeld.

## Warum Uruguay?

„Und warum bist du gerade nach Uruguay gekommen?“ Eine verwunderte Frage, die ich immer wieder höre. „Weil das Land so klein ist“, antworte ich in den ersten Wochen, „und ich hoffe, daß ich in drei Monaten hier viel mehr verstehen werde als etwa in Mexiko, wo ich wochenlang im Bus sitzen müßte.“ Den Uruguayos ist die Verwunderung aber immer noch anzusehen. Gerade ihr Land, so winzig, so unspektakulär. Nach ein paar Wochen schon kann ich nicht mehr klar trennen, warum ich kam und warum ich so gerne dort bin. Ich fange an zu schwärmen: von der Herzlichkeit der Menschen, der Schönheit der Landschaft, der bezaubernden Tristesse von Montevideo. Und die Uruguayos beginnen zu lächeln und nicken wissend. Uruguay sei eben etwas Besonderes, gar nicht mit den anderen lateinamerikanischen Ländern vergleichbar. Da nicke auch ich.

Die Beziehung der Uruguayos zu ihrem Land ist eigenartig: eine Mischung aus Überheblichkeit und einem unübersehbaren Minderwertigkeitskomplex. Sie sind stolz auf ihr Land und seine Kultur, seine Stabilität im Vergleich zu anderen Ländern des Kontinents, seine Bildung. Auf der anderen Seite waren Bildung, Kultur und vor allem der Reichtum des Landes einmal größer, und alle Welt verbindet Tango und Rindfleisch nur mit dem riesigen Nachbarn Argentinien und Karneval mit Brasilien. Die Uruguayos sind sich dessen schmerzlich bewußt: „Warum bist du gerade hier?“ – Ich kann mich nicht erinnern, das in einem anderen Land überhaupt jemals gefragt worden zu sein. Die Engländerin Hilary lebt seit 15 Jahren in Uruguay und weiß noch die Steigerung: Wer komme, sei schon ein bißchen verrückt – wer aber auch noch bleibe: komplett verrückt. Andererseits fragen mich aber auch mindestens zehn Leute, warum ich nicht für immer bleibe. Und alles scheint immer mit der Größe des Landes zusammenzuhängen...

## Ich sehe einen Berg: Uruguay früher und heute

Uruguay ist ein Fluß. „Wasser der bunten Vögel“ taufen ihn die Guaraní-Indios in ihrer Sprache. Dieses Wasser begrenzt das heutige Land Uruguay im Westen und leiht ihm den Namen: República Oriental del Uruguay, Republik östlich des Flusses Uruguay. Der Klein-Staat entsteht mehr oder weniger zufällig. Nachdem die Spanier ihren Goldrausch in Mexiko und den Andenländern ausgetobt haben, beginnt das Interesse für die fruchtbare Gegend des Rio de la Plata, des irrtümlich von den Spaniern so benannten „Silberflusses“. Bodenschätze gibt es hier keine. Bereits 1516 geht Juan Diaz de Solís als erster Spanier in der La-Plata-Region an Land und wird im heutigen Uruguay von den Charrúas verspeist. Magellan und seine Flotte besegeln 1520 den Rio de la Plata, um dort den erhofften Durchbruch zum Pazifik zu finden. Auch sie werden enttäuscht. In die Geschichte eingegangen ist aber der Ausruf eines portugiesischen Seefahrers an Bord. „Monte vide eu!“ – „Ich sehe einen Berg!“ soll er beim Anblick des 100-Meter-Hügels von Montevideo verkündet haben. Noch immer ist das die schönste aller möglichen Erklärungen für den Namen der späteren Hauptstadt.

Nach den ersten erfolglosen Exkursionen ist das Interesse an der nordöstlichen Seite des Rio de la Plata gering. Die Spanier besetzen das heutige Argentinien, ebenfalls nach dem lateinischen Wort „argentum“, Silber, benannt, die Portugiesen herrschen im heutigen Brasilien. Und sie rangeln um die zwischen ihnen liegende Zone „Banda Oriental“, das Gebiet des heutigen Uruguay. Die Portugiesen gründen 1680 Colonia del Sacramento, die erste Stadt auf uruguayischem Boden, die Spanier 1726 Montevideo. Viermal nehmen die Spanier den Portugiesen die „Banda Oriental“ wieder ab, bis 1828 endlich die unabhängige „República Oriental del Uruguay“ ausgerufen wird. Dabei spielen die Engländer eine entscheidende Rolle, die das Nordufer des Rio de la Plata nicht in der Hand von Argentinien und Brasilien wissen wollen: die Originalurkunde der uruguayischen Verfassung befindet sich noch heute in einem Tresor der Bank von England. So entsteht Uruguay als eine Pufferzone zwischen den beiden Giganten, mit 176 125 Quadratkilometern halb so groß wie Deutschland, und nach Surinam das zweitkleinste Land Südamerikas. Das gesamte territoriale Gebiet des Landes umfaßt 318 413 Quadratkilometer, darin sind aber auch Flüsse und Inseln enthalten. Allein fünf argentinische Provinzen sind größer als das gesamte Uruguay. 3,15 Millionen Einwohner hat das kleine Land. Statistisch gesehen leben daher 17,9 Menschen auf einem Quadratkilometer, das sind mehr als in jedem anderen südamerikanischen Land. Aber Zahlen täuschen: Fast die Hälfte aller Uruguayos wohnt in Montevideo, d.h. auf 0,3 Prozent der Gesamtfläche.

Uruguay, das sei Montevideo mit Vororten, heißt es oft lapidar. Montevideo ist der Dreh- und Angelpunkt jeder Statistik, alle Inlandsstraßen führen auf die Hauptstadt zu, und im Landesinneren hat nach einer ungeschriebenen Regel bei Engpässen immer derjenige Vorfahrt, der gerade in Richtung Montevideo fährt. Wer allerdings das Inland selbst gesehen

hat, weiß wieder einmal, wie unsinnig Pauschalisierungen sind. Was haben unendliche Weideflächen, Gauchos und Rinderherden, was haben Palmenhaine, Sumpfgebiete und Flamingos mit der omnibus-knatternden Geschäftigkeit von Montevideo zu tun? Auch die Wahlstatistiken sprechen für sich: Montevideo hat bereits den zweiten Bürgermeister der „Frente Amplio“, des 1971 gegründeten Linksbündnisses, während das konservative Inland immer noch die beiden traditionellen Parteien Blancos oder Colorados wählt wie schon vor hundert Jahren. Der montevideanische Bürgermeister Mariano Arana setzt auf Zusammenarbeit: „Seit langer Zeit kommt Montevideo eine sehr starke Bedeutung zu, sicherlich gerade durch seine Lage als Hafenstadt. Aber unsere Absicht ist es, eine Politik der permanenten Koordination mit allen Verwaltungen des Inlandes zu haben. Dieses System der Dezentralisierung haben wir vorangetrieben und tun dies auch heute noch mit sehr großem Engagement.“

Außerdem hängt alles, was Montevideo zu bieten hat, seine Schönheit und sein ehemaliger Reichtum, mit dem uruguayischen Inland zusammen. 87,6 Prozent der Gesamtoberfläche des Landes sind wirtschaftlich nutzbar, in Argentinien dagegen nur 51,5 und im gebirgigen Chile nur ganze acht Prozent. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, und die Rinder, ironischerweise von den Engländern in geringer Zahl ausgesetzt, vermehrten sich wie von allein. Die Rinder waren und sind der Reichtum des Landes. Noch heute gibt es mehr als drei Mal so viele Rinder wie Einwohner, und fast sieben Mal so viele Schafe, dazu zahlreiche Pferde. Ställe findet man dagegen nicht. Die Tiere verlieren sich auf den riesigen uruguayischen Weideflächen und werden zum Schlachten eingefangen. An Menschen sind sie daher nicht gewöhnt. Auch gemolken werden die Rinder nicht: der Großteil sind reine Fleischkühe. So ist es fast aussichtslos, ein paar der halbwilden Kühe fotografieren zu wollen. Bereits auf hundert Meter Entfernung heben sie ihre dicken Köpfe, und glotzen den Zweibeiner unbewegt an. Man starrt durch die gezückte Kamera zurück, jetzt ebenfalls unbewegt. Dann ein kleiner Schritt nach vorn: Erstaunlich, wie schnell Kühe rennen können.

Uruguays Glück war, daß der Boden keine abtransportierbaren Schätze barg. So blieb das Land von ausländischen Gesellschaften weitgehend verschont. Doch auch die Fleischpreise werden vom Weltmarkt diktiert, und der Preisverfall nach dem Zweiten Weltkrieg brachte dem Reichtum ein jähes Ende. Davon hat sich das Land immer noch nicht erholt. Die goldenen Dreißiger bis Fünfziger Jahre, als Uruguay die „Schweiz Lateinamerikas“ genannt wurde, Fußballweltmeister war und mit einer unerhört fortschrittlichen Sozialgesetzgebung aufwarten konnte, sind noch lange nicht vergessen. „Maracanã“ heißt das Fußballstadion in Rio de Janeiro, in dem 1950 die zweite Fußballweltmeisterschaft gewonnen wurde. Heute steht das Wort „Maracanasso“ für die Rückwärtsgewandtheit der Uruguayos, ihre Melancholie angesichts der goldenen Vergangenheit und für eine gewisse Lähmung, die Aufgaben der Zukunft anzupacken.

Damals war alles anders – und natürlich besser. Der Film „Das Haus in Montevideo“ mit Heinz Rühmann zeichnet nicht von ungefähr das Bild einer reichen Gesellschaft. Die Uruguayos flohen vor ihrem Winter in den europäischen Sommer und bevölkerten dort die Seebäder und die Casinos, während in ihrer Heimat die Gauchos auf die Rinder aufpaßten wie sonst auch. Der Europaaufenthalt gehörte zum guten Ton. Mitbringsel waren damals ganze Schiffsladungen voller Möbel und Einrichtungsgegenstände. Auch die zahlreichen europäischen Einwander verschifften oft ihre gesamte Habe. Heute kommen die Europäer nur noch mit ihren Kreditkarten – und transportieren Bilderrahmen, Bettgestelle und Meißener Porzellan wieder zurück. „Das fing in den 70er Jahren an, als viele Antiquitäten nach Brasilien geholt wurden“, erklärt der 70jährige Carlos Fernandez, der eine kleine Restaurationswerkstatt für Antiquitäten in Montevideo besitzt. „Dann kamen die Argentinier, und dann die Europäer. Die Spanier nehmen ganze Container voller Antiquitäten mit. Sie gehen zu den Versteigerungen – und kaufen alles.“ Als ich ein paar Tage später zuschauen, wie Carlos zwei Chileninnen Unterricht im restaurieren gibt, versucht eine Spanierin seinen Laden zu betreten, der mit uns vier Personen aber schon überfüllt ist. Sie hat auch sonst kein Glück: alte Puppen sollen es sein, und die beiden, die Carlos zu bieten hat, finden keinen Gefallen.

Zum Abschied schenkt mir Carlos eine alte Münze mit dem Bildnis von José Gervasio Artigas, dem Volkshelden der Nation. Er ist schon ein alter Bekannter, denn er schaut in Montevideo wie auch in allen Kleinstädten hoch zu Roß von den Denkmalssockeln herab. Artigas-Straßen und Artigas-Plätze fehlen auf keinem Stadtplan. 1811 besiegte er erstmals die Spanier, wurde aber später von den Brasilianern und Argentinern geschlagen und starb im Exil in Paraguay. Zu Lebzeiten war Artigas gerade in Montevideo weniger beliebt als heute. Mit seiner Landreform, der ersten auf dem Kontinent, brachte er Großgrundbesitzer und Händler gegen sich auf. Nur die Reichen hatten Land kaufen können, da die Verwaltungsabgaben sehr hoch, die Landpreise dagegen ausgesprochen niedrig waren. Dadurch waren riesige Ländereien entstanden, die Artigas unter den Armen aufteilte, was nach seiner Flucht 1819 aber schnell rückgängig gemacht wurde. Die sozialen Ideen des Reiterhelden wurden vergessen, verehrt wird Artigas heute als Vorkämpfer für die Unabhängigkeit des Landes. Die Militärdiktatur baute ihm unter der Plaza Independencia ein furchterregend düsteres Mausoleum, in dem nichts ferner liegt als der Gedanke an die Gauchos, Indios, Schwarzen, Kreolen und Bauern, für die er sich einsetzte. Und noch immer gibt es Latifundien von bis zu 30 000 Hektar Größe. Artigas' Landreform war die erste und die bislang letzte in Uruguay.

## „Radiogruppe Testimonios“ und andere Medien

Eigentlich wollte ich mir ein paar Tage Zeit geben nach der Ankunft, in Ruhe die Atmosphäre der Stadt auf mich wirken lassen. Aber die Neugier ist stärker. Am Tag nach der Ankunft rufe ich gleich bei der „Radiogruppe

Testimonios“ an: Kann ich kommen? Ein Artikel in der „M“, der Zeitschrift der IG-Medien hatte mich vor Jahren schon auf die Gruppe aufmerksam gemacht. „Testimonios“ produziert vollkommen unabhängige Sendungen, eine große Seltenheit in Uruguay, wo Radio meistens aus Musik und Moderation besteht. Die Pressefreiheit hat keine Tradition: auch die Zeitungen waren immer dazu da, einer der beiden großen traditionellen Parteien, den Blancos oder den Colorados, als Sprachrohr zu dienen. Jetzt besteht die Medienvielfalt darin, daß auch die Moon-Sekte eine Zeitung unterstützt und die Frente Amplio, die erst in den 70er Jahren gegründete linke Oppositionspartei. Es ist schwer, eine vernünftige Zeitung zu finden – und noch schwerer, sie zu bezahlen: die Preise liegen ab zwei Mark aufwärts, die Wochenzeitung „Brecha“, die ich wegen ihrer Hintergrundberichte schätze, kostet sogar sechs Mark. Das liegt keineswegs an den hohen Journalistengehältern (500 Dollar sind die Regel), sondern an den geringen Auflagenzahlen in dem kleinen Land. So sind auch viele der Zeitungen, die nach dem Ende der Militärdiktatur voller Euphorie neu gegründet wurden, wieder verschwunden: bei drei Millionen Einwohnern gibt es höchstens einige Hunderttausend potentielle Zeitungskäufer.

Die „Radiogruppe Testimonios“ existiert seit gut zwölf Jahren, ebenfalls seit dem Ende der Militärdiktatur. Da kam Graciela Salsamendi, Gründerin und Leiterin der Gruppe, aus dem deutschen Exil zurück. Ihre Kontakte zu Deutschland sichern das Überleben der Gruppe: finanziert wird sie vom Evangelischen Missionswerk Hamburg. Deutsche Einflüsse gibt es aber auch in der Art der Produktion, denn Graciela brachte ihre journalistischen Erfahrungen beim Westdeutschen Rundfunk und der Deutschen Welle mit nach Uruguay. „Wir machen sicher die deutschesten Sendungen, die es hier überhaupt gibt“, sagt Raúl Zibechi, einer der sechs Mitarbeiter von „Testimonios“. Mich hat das nicht gestört, denn es gab genug Neues aufzunehmen. Allein das Studio: Ein kleiner Raum, ein Mikrofon, ein Tonbandgerät, ein kleines Mischpult und die Zuspielderäte: Plattenspieler, CD-Player, Cassettendeck. Auch so kann man also vorproduzierte Stundensendungen machen... Und hier entstehen pro Woche zwei Programme, eine Stunde für Freitag morgen um 11 Uhr, eine halbe Stunde für Dienstag morgen um 9 Uhr 30. Gesendet wird auf Radio CX 36 Centenario, einer Mittelwellenfrequenz. Ansonsten hat „Testimonios“ nichts mit „Centenario“ zu tun, – Hauptsache, die Cassetten werden pünktlich abgeliefert. „Wir machen Radio und nichts weiter“, sagt Graciela, als Anfeindungen gegen die Linkslastigkeit des Programms und vor allem des Programmfelds bei „Centenario“ bekannt werden. Die Sendungen von „Testimonios“ sind stark sozialkritisch, Themen sind etwa die Situation in der Lederindustrie oder im Fischereiwesen und immer wieder die Lage in einzelnen Stadtteilen, aber es gibt auch Programme über Blumen, Poeten oder einen singenden Busschaffner. „Testimonios. Para saber quienes somos...“ lautet der vollständige Titel des Programms, „Zeugnisse, um zu wissen, wer wir sind...“ Und so gibt das Programm vor allem den sogenannten „kleinen“ Leuten Raum.

Die Aussage „Wir machen Radio“ ist bei „Testimonios“ keine Berufsbezeichnung sondern eine Lebenseinstellung. Keiner der sechs Mitarbeiter verläßt das Haus ohne die „Grabadora“, das Aufnahmegerät: vielleicht passiert ja etwas. Ruben wurde in der letzten Woche meines Aufenthalts in Uruguay für ein paar Stunden ins Gefängnis gesteckt. Polizisten befragten einen verwirrten Mann, der gemeinsam mit Ruben und seiner Familie an der Bushaltestelle wartete, und brachten den armen Kerl dadurch nur noch mehr durcheinander. Ruben fing an aufzunehmen. „Was machen Sie da?“ – „Ich bin Journalist, ich dokumentiere, was in dieser Stadt passiert“, entgegnete Ruben. Da nahmen die Polizisten gleich beide mit.

Ruben ist Sportlehrer, Juan Pablo Automechaniker und Pepe arbeitet in einem italienischen Kulturinstitut. Formal sind sie also keine Journalisten. So ist das in Uruguay: die Löhne sind niedrig, fast jeder hat zwei Jobs. Raúl, Journalist bei „Testimonios“, arbeitet auch noch bei der Wochenzeitung „Brecha“, der Techniker und Musikexperte Gustavo hat gerade erst seine langjährige feste Stelle bei einem Sender verloren. Graciela, Organisatorin und Journalistin, hält Testimonios zusammen, wo jeder kommt, wann es seine sonstigen Arbeitszeiten erlauben: der eine immer erst nach 15 Uhr, der andere vor zwölf und nach 18 Uhr, der nächste mittwochs nie... „Testimonios“ arbeitet unter erschwerten Bedingungen: das Sendekonzept wird immer wieder besprochen, damit alle den gleichen Informationsstand haben, die bereits fertigen Aufnahmen müssen für die Hinzukommenden nochmals vorgespielt werden. Es dauert, und es dauert besonders in der Nacht zum Freitag, vor der großen Sendung. Morgens um sechs zuhause anzukommen ist keine Seltenheit. Wer nicht mehr kann, legt sich in einen dann leerstehenden benachbarten Büroraum und schläft ein Stündchen.

Die unterschiedlichen Arbeitszeiten und die unterschiedlichen journalistischen Vorerfahrungen machen das Reden notwendig, damit am Ende wirklich ein Werk der gesamten Gruppe steht. Das erleichterte natürlich auch für mich den Einstieg in die Arbeit bei Testimonios. Es gab immer Zeit zu reden – oder man nahm sie sich einfach. Vor allem fand ich hier etwas, was in vielen deutschen Redaktionen schon fast verloren scheint: die Begeisterung für das Radio, seine Ausdrucksformen und Möglichkeiten. Hier redet keiner von Einschaltquoten, gibt es keine Auseinandersetzung mit der Redaktionsleitung über Sinn oder Unsinn der Sendung. Und abgesehen von der Arbeit habe ich hier Freunde gefunden. In dem kleinen Zimmer in der Straße Maldonado gehe ich auch nach den vier Wochen Praktikum immer wieder vorbei. Bei Graciela, Juan Pablo, Raúl, Ruben, Gustavo und Pepe habe ich viel mehr kennengelernt als nur eine neue Radiosendung und ihre Entstehung mit technisch einfachen Mitteln. „Deine Familie hat sich vergrößert“, schreibt Juan Pablo auf seiner Abschiedskarte. „Meine“ Leute vom Radio sind es, die mir Land und Leute von Anfang an erklären, hier kann ich alle meine Fragen loswerden, hier lerne ich Mate zu trinken, hier ist meistens Zeit für ein kurzes Gespräch.

Anfangs habe ich immer Angst um mein dickes Aufnahmegerät, ohne das auch ich nie das Haus verlasse. Und viele Leute warnen mich: Leider gebe



es ja überall schlechte Menschen. Ich solle auf meinen Rucksack aufpassen und mein Geld immer gut wegstecken, besonders in der Altstadt und an der Geschäftsstraße „8 de octubre“. Gleich am ersten Tag wird einer Frau neben mir die Handtasche gestohlen. Und dann kaufe ich an der „8 de octubre“ Jasmin an einem der zahlreichen Blumenstände und stehe mit offenem Portemonnaie an der Straßenecke, den Rucksack in der Hand. Da nähert sich ein Mann: „Das haben sie eben beim Überqueren der Straße verloren“, und gibt mir meinen 50-Peso-Schein, ungefähr zehn Mark, zurück.

## Die Uruguayos

Es ist leicht, sich zuhause zu fühlen in Uruguay, dem Einwanderungsland aus Prinzip und Tradition. In wohl kaum einem Land wären solche Proteste möglich gewesen wie dort im August 1994: drei Basken sollten nach Spanien ausgeliefert werden und die Uruguayos demonstrierten gegen den Angriff auf ihr Asylrecht. 30.000 Unterschriften kamen schnell zusammen, denn seit jeher genießen politisch Verfolgte ungeachtet ihres juristischen Status Bleiberecht in dem kleinen Land. Die Basken durften trotzdem nicht bleiben und ein Uruguayo starb bei den Gegendemonstrationen am 24. August, der als „schwarzer Montag“ in die Geschichte des Landes einging.

Den Statistiken nach ist Uruguay im Vergleich mit anderen Ländern Lateinamerikas ein relativ homogenes Land: 90 bis 95 Prozent der Bevölkerung sind Weiße, fünf bis zehn Prozent Mestizen, also Nachkommen von Weißen und Indios, und rund drei Prozent Schwarze. Doch die Weißen in Uruguay sind eine Mischung aus allen möglichen, meist europäischen, Kulturen. Die Mehrheit der Bevölkerung hat zwar dunkle Haare, aber die sind eben so dunkel wie die der Spanier oder Italiener, von denen der Großteil abstammt. Doch auch ich mit meinen mittelblonden Haaren werde oft für eine Einheimische gehalten und nach dem Weg oder der Uhrzeit gefragt. Multikulturell ist auch das Essen: Beim Imbiß „El inmigrante“ auf der Plaza Fabini kann man Frankfurters, Hamburguesas und die dicken uruguayischen Chorizo-Würstchen kaufen, wie auch an allen anderen Imbißbuden der Stadt. Der früher stabile Uruguayische Peso hat viele zum Bleiben verlockt, ebenso wie die sichere politische Lage im Land. Dazu kamen die Kriegsflüchtlinge. Allein nach der Pogromnacht im Winter 1938/39 waren es 2000 jüdische Emigranten, die in Uruguay Zuflucht suchten. Anders als etwa in Paraguay oder in Chile flohen nach Uruguay eher die Verfolgten als die Verfolger des Naziregimes, und es gab ein engagiertes „Deutsches Antifaschistisches Komitee“.

Die indigenen Einflüsse sind im Norden des Landes, in der Region um Tacuarembó, am stärksten. Sonia, die Hausherrin einer Estancia 40 Kilometer von Tacuarembó, erzählt mir viel über die Charrúas, die sich in den Buschwäldern und Anhöhen nahe ihrer Estancia vor den Spaniern versteckten. Wir schälen Äpfel in ihrer Küche, gemeinsam mit Miriam, die ihr im Haushalt hilft. „Findest du nicht auch, daß Miriam aussieht wie eine

India?“ meint Sonia. Doch, finde ich auch. Miriam kraust ihre dunkle Stirn. „Was meinst du damit?“ fragt sie mißtrauisch. Für die 19jährige ist das anscheinend nicht so positiv wie für Sonia, die sich selbst als halbe India bezeichnet und Indio-Figuren in den Garten stellt, damit es regnet, oder wie für Alex, der sein Pferd „Tacuabé“ genannt hat. So hieß einer der vier letzten überlebenden Charrúas. Tacuabé, seine Frau und zwei weitere Indios starben 1864 in Paris, wohin sie zu Anschauungszwecken verschifft worden waren. Mit ihnen starb weitgehend die indigene Kultur des Landes.

Eineinhalb Jahrhunderte lang war die Hafenstadt Montevideo ein bedeutender Umschlagplatz für afrikanische Sklaven. 1791 erteilte die spanische Krone das Privileg, Negersklaven für das gesamte Vizekönigtum La Plata einzuführen, bis 1842 der Sklavenhandel verboten und 1872 die Sklaverei offiziell abgeschafft wurde. Geblieben ist ein statistischer Bevölkerungsanteil von knapp drei Prozent Schwarzen. Aber alle, die mich auf den Rassismus in Deutschland ansprechen, geben kurz darauf zu, daß es auch im so fremdenfreundlichen Uruguay Rassismus gebe: eben gegenüber den Schwarzen. Im Februar scheint das vergessen, denn die größten Feierlichkeiten des Landes begründen sich auf Bräuchen der schwarzen Uruguayos. Den Anfang macht der Festtag für die afrobrasilianische Göttin Iemanya am 2. Februar. Zehntausende kommen, wenn ihr an den montevideanischen Stränden Opfertgaben im Meer übergeben werden. Danach folgt der Karneval, der eine Woche lang ganz Montevideo auf die Straßen bringt. Der Fotograf Javier Larramendy schenkt mir ein Foto vom Karneval: „Wie schade, daß du das nicht mehr miterlebst!“ Vier kleine Jungen in bunten Kostümen tragen ihre Trommeln vor sich her. Javier und seine Freundin, die Zahnärztin Mabel, beginnen mir von dem mythischen Klang dieser Tambores zu erzählen, da unterbreche ich: letzten Samstag habe ich die „Llamadas“, die Trommelumzüge in den Stadtteilen mit schwarzer Bevölkerung, selbst erlebt.

Ein Feuer brennt an der Straßenecke Paraguay und Durazno. Mit ernsten Gesichtern halten drei junge Schwarze ihre Tambores in die Hitze nahe der Flammen, klopfen dann und wann prüfend auf die Bespannung der Trommeln, und lassen sich nicht von den immer mehr werdenden Zuschauern stören. Endlich haben die erhitzten Tambores die nötige Spannung, die „Llamada“, kann beginnen. Es ist der 13. Oktober, die Demonstration gegen die sogenannte „Entdeckung“ Amerikas ist bewußt mit einem Tag Verspätung angesetzt. Genau wie beim Karneval sind heute die Stadtteile Barrio Sur und Palermo Ausgangspunkte der Llamada. Hier wohnen die meisten Schwarzen der Stadt. Heute wird jedoch ohne Verkleidungen gefeiert, und mit wenig Publikum – kein Vergleich also zum Karneval. Und doch: das dumpfe, rhythmische Trommeln erfüllt die Straßen, Fenster öffnen sich und immer mehr Menschen strömen auf die Straße. Die zwölf Trommler mit ihren unbewegten Gesichtern verschwinden zwischen tanzenden, zuckenden Körpern. Ein Mädchen mit weißer Strickjacke und Jeansminirock zeigt einen für ihre wohl 15 Jahre überwältigenden Hüftschwung, daneben tanzt eine runde Mutter mit langem

schwingenden Rock. Und überall die Kinder: ein kleines Mädchen mit riesigen Augen hat auch eine winzige Trommel umgehängt, vergißt aber vor lauter Aufregung immer wieder sie zu berühren. Die Tambores werden mit den Handflächen geschlagen – wobei das deutsche „schlagen“ hier wieder mal überhaupt nicht paßt, weil das gefühlvolle Spiel jahrelang geübt werden muß. Die Computergrafikerin Charo, mit der ich gemeinsam die Straße entlangwippe, erzählt, daß die Trommler an den Karnevalstagen spielen bis die Hände bluten.

Bei den Llamadas treffe ich die Fotostudentin Victoria wieder, die genau wie ich vor ein paar Tagen am Hafen Fotos machte und mit der ich dann einen „Medio y medio“ getrunken habe, die typische Mischung des „Mercado del puerto“ aus Weißwein und Sekt. Auch meine Begleiterin Charo unterhält sich angeregt mit diesem und jenem. Montevideo ist eben ein Dorf, jeder kennt jeden, und alle duzen sich. Den Fotografen Oscar lerne ich bei einer „Pressekonferenz“ der Oberschüler kennen. Eine Handvoll junger Leute steht vor einem Liceo und einer liest – mit der obligatorischen halben Stunde Verspätung – ein Flugblatt vor. Die kleinen Aufnahmegeräte surren, Fragen werden kaum gestellt. Oscar und ich stellen fest, daß wir am kommenden Samstag zu der gleichen Geburtstagsfeier eingeladen worden sind. Später erzählt er mir von seinem deutschen Freund Dieter und seiner uruguayischen Frau Brenda. Ich erinnere mich, Dieter vor einer Woche bei einer Diskussion über Exilkinder kennengelernt zu haben, seine Frau habe ich dort auch gesehen. Am nächsten Tag in der Redaktion geht es um eine Uruguayerin, die mit einem Deutschen verheiratet ist: Wie heißt sie noch? Ich sage auf gut Glück „Brenda“, es stimmt, und keiner ist überrascht. Als ich meinen Eindruck ein paar Uruguayern schildere, fangen sie an zu lachen: „Witzig, daß es dir auch schon so geht.“ Es gebe schließlich auch nur eine Universität, so würden sich etwa alle Tierärzte, alle Architekten, alle Juristen des Landes kennen.

Charo und ich trennen uns an der „18 de julio“, an der fast alle Busse entlangdonnern. Sie gibt mir ihre Telefonnummer. Zeitweise bekomme ich zwei Nummern täglich und weiß manchmal gar nicht, wen ich zuerst anrufen soll. In der Regel ist das auch nicht nur als Höflichkeitsgeste gemeint, genau wie das „Wie geht es Dir?“ bei der Begrüßung. Gerade am Telefon gehe ich darauf oft nicht ein. Dann kommt nach ein paar Sätzen die Wiederholung: „Und? Wie geht es Dir?“ Immer wieder bin ich von der Herzlichkeit der Menschen überrascht. Nur die Männer sind ein Problem. Nicht so wie etwa in Venezuela, wo die Anmache auf der Straße irgendwann ganz aggressiv macht. In Uruguay gibt es die „Piropos“, eher flüchtig als aufdringlich hingespochene Komplimente, die nur selten die Höflichkeitsgrenze überschreiten. Doch auch Nettigkeiten können mal auf die Nerven gehen und die Hauptstraße „18 de julio“ ist am Samstag abend nicht der Ort für einen ruhigen Spaziergang. Problematischer ist aber die ernste, philosophische und sehr offene Mentalität, die sofort zu tiefgründigen Gesprächen über Sinn und Unsinn des Lebens, über die Politik und die Kunst führen kann – wenn man zum Beispiel an einem Straßenstand ein

Buch kauft. Und all das ist schwer einzuschätzen, wenn frau aus einem Land kommt, in dem nur Trottel auf der Straße Komplimente machen und ernsthafte Gespräche erst nach langem Herantasten entstehen. Irgendwann beschließe ich, besser nicht mehr darüber nachzudenken, und bedanke mich einfach, als mir der Buchhändler Alvaro nach unserem einstündigen Gespräch ein Buch schenkt – mit Widmung und doppelt so teuer wie das vorher von mir gekaufte.

In Tacuarembó frage ich an der Hotelrezeption nach dem Bus-Terminal, da bietet mir gleich ein anderer Gast an, mich mit seinem Auto hinzufahren. Falls ich nach Punta del Este käme – hier sei seine Karte, ich könne jederzeit dort übernachten. In Paysandú laufe ich durch die Hitze ausgestorbener Seitenstraßen. Da steht ein Mann mit Hund, wir grüßen uns. Wo ich hingeh will er wissen, wo ich herkomme, ob er mich zu einer Cola einladen dürfe, dies sei seine Kneipe. In dem kleinen Raum unterhalten wir uns eine ausgedehnte Colalänge vor seinen an die Wand genagelten Gürteltieren. 1958, im Alter von 20 Jahren, kam der Portugiese nach Uruguay. Damals war der Ruf Uruguays als „Schweiz Lateinamerikas“ noch Gegenwart. Ein angegrauter Nachbar gesellt sich zu uns: „Wie immer?“ Der Roséwein kommt im Wasserglas.

Das verschlafene Städtchen Nueva Palmira erreiche ich zur Mittagszeit. Uruguayische Kleinstädte – und das sind alle außer Montevideo – zur Siesta sind tödlich langweilig. Nichts bewegt sich. Am Ufer des Rio del Uruguay spricht mich ein dickbäuchiger Typ an: Ob ich sein Mofa haben wolle, um den Ort zu erkunden. Ich lehne überrascht und dankend ab, ein Fahrrad wäre mir lieber. „Vor drei Monaten waren zwei Deutsche mit dem Fahrrad hier“, erzählt mein neuer Beschützer gleich. Diese Gemeinsamkeit und meine mitgeschleppte Wasserflasche amüsieren ihn köstlich. Er hat sein Bier dabei, Strandbuden gibt es nicht oder sie öffnen erst in der Saison, d.h. ab dem 8. Dezember. Schließlich kommt sein Freund Pedro angeradelt und muß gleich sein Rad an mich abtreten. Mir ist das Ganze etwas peinlich, deswegen bin ich bald zurück, so viel hatte das linksseitige Flußufer auf die Schnelle auch nicht zu bieten. Die beiden Uruguayos sind entrüstet: Na, ich solle doch ruhig ein wenig länger rumfahren! Das rechte Ufer ist schöner. Als ich später in meinen Vier-Uhr-Bus einsteige, kommt Pedro zum Verabschieden angeradelt. Ob ich nicht noch einen Tag bleiben wolle?

Und dann ist da noch Bismarck, der Taxifahrer mit dem kuriosen Namen aus Salto. Wir haben einen Preis ausgehandelt für die Taxifahrt vom Zentrum zum Stauwerk Salto Grande, eine Stunde soll die Besichtigung dauern. Wir fahren und fahren und reden und reden. „Um die Kurve da fahren wir auch noch, das mußt du sehen!“, Bismarck ist nicht zu bremsen. Eine Kurve und noch eine, jede bietet einen noch schöneren Blick auf den Rio Uruguay. In Salto ist der Rio schmal, Concordia in Argentinien liegt zum Greifen nah. Das Elektrizitätswerk Salto Grande ist ein Gemeinschaftsprojekt der beiden Länder und liefert Strom bis ins südliche Argentinien. Und Bismarck fährt weiter. Der Park nördlich des Werks wurde von den Militärs während der Diktatur angelegt („Wenigstens etwas Gutes“), das

Luxushotel dort gehört der Moon-Sekte, dieser rot blühende Baum ist ein Ceibo, der uruguayische Nationalbaum... Nach zweieinhalb Stunden müssen wir die Fahrt abbrechen: mein Bus fährt nach Paysandú. „So sind wir Uruguayos halt“, sagt Bismarck mit einem leicht bekümmerten Gesicht, „immer freundlich zu Fremden. So verdiene ich wirklich nichts. Aber du nimmst wenigstens einen guten Eindruck vom Land mit nach Hause...“.

## Kultur pur

Der Sänger Carlos Garay lebt davon, was ihm die Besucher der zahlreichen Grillrestaurants im „Mercado del puerto“ zustecken. Eigentlich will ich mit ihm über den Mercado reden, seine Entwicklung von einer Zugstation über ein Kühllager für Fleisch bis hin zur heutigen Touristenattraktion. Er aber erzählt von den deutschen Denkern, Schopenhauer, Nietzsche, Kant, die er alle außerordentlich bewundert. Carlos bleibt nicht der einzige, immer wieder überraschen mich die Uruguayos mit ihren Kenntnissen über die deutsche Kultur. Und ich bin überzeugt: wäre ich Französin, würden sie mit mir über Baudelaire, Rimbaud und die Revolution reden. „Hier kann es dir passieren, daß dich ein Müllsammler auf Französisch anredet“, sagt eine Bekannte. Der Journalist Raúl Zibechi hat lange Zeit als Reiseführer in anderen lateinamerikanischen Ländern gearbeitet. „Nehmen wir etwa Peru oder Kolumbien“, erklärt er, „da gibt es zwar Leute, mit denen du dich austauschen könntest und die ähnliche Autoren gelesen haben. Aber mit denen kommst du dort nicht in Kontakt, das ist die Oberschicht, die leben in den Reichtenvierteln hinter Gittern und bekommen nichts mehr vom täglichen Leben mit. Das ist hier ganz anders.“

1996 wird die Kultur in Uruguay sowieso groß gefeiert. Montevideo ist ein Jahr lang iberamerikanische Kulturhauptstadt: Künstler, Ausstellungen und Diskussionen an allen Ecken und Enden. Überall laufen Bauarbeiten, schließlich ist der Bürgermeister der Hauptstadt Architekt von Beruf. Das Loch an der Plaza Fabini, das vor grauen Zeiten einmal eine Metro werden sollte, wird zu einer großen Ausstellungshalle umgebaut, und im „Cilindro“ sollen zukünftig bis zu 9 Millionen Menschen mit hervorragender Akustik beschallt werden. Im November findet außerdem der dritte Weltgipfel des Tango in Uruguay statt, Musiker, Komponisten und Tänzer aus 31 Ländern sind angereist. „Und der Gipfel muß hier sein, nirgendwo sonst“, heißt es vor dem riesigen Eröffnungskonzert auf der Plaza Independencia. Schließlich gehört der Tango zur uruguayischen Kultur untrennbar hinzu. Der Erfinder des Tango, Carlos Gardel, ist in Tacuarembó in Uruguay geboren worden. Überall kann man Bilder des smarten Mannes mit Hut kaufen, der singend die Frauen in aller Welt eroberte, und 1935 bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kam. Vom argentinischen Tangostar Astor Piazzolla redet hier niemand.

Es braucht allerdings kein ausgeschriebenes Kulturjahr, um die Kultur in das Bewußtsein der Uruguayos zu rufen. Immerhin fünf Prozent ihrer

Ausgaben investieren sie jährlich in Unterhaltung, d.h. in Konzerte, Kinos und Bücher. Das sind 740 Millionen Dollar jährlich. In Montevideo gibt es 28 Theatersäle und 33 Kinosäle, eine für die Größe der Stadt beeindruckende Zahl. Die Buchläden haben noch geöffnet, wenn alle anderen Geschäfte schon längst Feierabend machen. Und es wird nicht nur gelesen, sondern auch geschrieben: Noch nie habe ich so viele Menschen kennengelernt, die sofort oder nach einiger Zeit erklärten, sie würden Gedichte schreiben oder gar behaupteten: „Ich bin Poet.“ Von den großen Schreibern des Landes ganz zu schweigen: Die Literaten Mario Benedetti und der verstorbene Juan Carlos Onetti sind in zahlreiche Sprachen übersetzt worden, ebenso wie der sozialkritische Denker des Landes Eduardo Galeano, Autor des Klassikers „Die offenen Adern Lateinamerikas“ und selbstverständlich nebenbei ebenfalls Lyriker.

Daß es ein hohes Bildungsniveau gibt und dies auch für selbstverständlich gehalten wird, liegt nicht zuletzt an dem Präsidenten José Battle y Ordoñez, der ab 1903 Uruguay zu einem der auf sozialem Gebiet fortschrittlichsten Staaten Lateinamerikas machte. Er führte die kostenlose medizinische Versorgung ein, ebenso wie Rentenzahlungen und bezahlten Urlaub, Scheidungsrecht und festgelegte Mindestlöhne – und eben auch ausgesprochen hohe Ausgaben für Bildung. Noch immer liegt die Analphabetenrate in Uruguay mit vier Prozent um ein Prozent niedriger als etwa in den USA, in Montevideo selbst sollen es nur zwei Prozent sein.

Was also ist die „Dritte Welt“? Immer, wenn ich mein Stipendium näher erklären soll, daß es eben nicht nur für Lateinamerika, sondern allgemein für Länder der sogenannten Dritten Welt gedacht ist, beginnt das Grinsen: Aha, für Drittweltländer... Mit selbstironischen Kommentaren wird dann nicht gespart: „Na ja, so macht man eben Radio in der Dritten Welt...“ Irgendwann kann ich mir bereits bei meiner Antwort das ironische Lächeln nicht verkneifen.

## Der Reichtum ist vorbei: Von Arbeitslosigkeit bis Zukunftsperspektiven

Obwohl in Uruguay die Vergangenheit allgegenwärtig ist, geht es dabei immer nur um die dreißiger bis fünfziger Jahre, als Gardel noch sang, die Rinderexporte florierten und die uruguayischen Fußballer weltweit gerühmt wurden. Die Jahre 1973 bis 1985 werden nicht angesprochen, wenn man nicht danach fragt. In dieser Zeit sorgten die Militärs dafür, daß Uruguay das Land mit den im Verhältnis zur Einwohnerzahl meisten politischen Gefangenen wurde. 32 Menschen wurden zu Tode gefoltert, 164 sind noch immer spurlos verschwunden. Jährlich verließen 35 000 Einwohner das Land. Nach dem Ende der Diktatur wurde in einer Volksabstimmung mit 56 Prozent der Stimmen ein Amnestiegesetz für die Verbrechen während der Diktatur durchgesetzt. Doch die traumatischen Erfahrungen von Exil und

politischer Gefangenschaft sind noch lange nicht aufgearbeitet. Im Mai 1996 gehen in Montevideo 30 000 Menschen auf die Straße, um eine politische Beschäftigung mit der Vergangenheit einzufordern. „Wahrheit und Gedächtnis“ heißt die Losung. Die Demonstration findet am Jahrestag des Mordes an den Parlamentariern Zelmar Michelini und Héctor Gutiérrez statt, nach denen mittlerweile auch zwei Parallelstraßen im Zentrum benannt worden sind.

Im Oktober 1996 organisieren sechs Frauen eine Vortrags- und Diskussionsreihe zum Thema Exil im „Casa Bertolt Brecht“, dem ehemaligen Kulturinstitut der DDR. Es wurde von exilierten Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet. Die Resonanz in der Presse ist ebenso enorm wie die Emotionalität und Offenheit, mit der über das Fremdsein im Exilland und später im veränderten Uruguay berichtet wird. Jetzt soll eine Arbeitsgruppe zum Thema Exil gegründet werden, um die Erkenntnisse wissenschaftlich aufzuarbeiten. Denn das Thema, wenn auch lange totgeschwiegen, hat eine gewisse Dringlichkeit. Beim „Servicio de Rehabilitación Social“ (Sersoc) kommen immer noch Menschen, die psychiatrische Hilfe suchen. Eine Bekannte wechselt die Straßenseite, als wir in der Straße Soriano am Polizeigebäude vorbeigehen, ein anderer setzt sich nur zögerlich mit mir an den Fensterplatz in der Pizzeria, an dem man so schön auf die belebte Hauptstraße sehen kann – aber eben auch gesehen wird: „Das sitzt noch so drin, du mußt dich doch immer verstecken.“ Er war Mitglied bei den Tupamaros, der ehemaligen Stadtguerilla Uruguays, und hat sechs Jahre im Gefängnis verbracht. Jetzt ist aus der Tupamaro-Bewegung eine legale Partei geworden, das Movimiento de Liberación Nacional (MLN), das in Montevideo über die Beteiligung am breiten Linksbündnis der „Frente Amplio“ sogar zu einem kleinen Prozentsatz mitregiert.

Interessant sind die Parteien, die Lösungen für die aktuellen Probleme des Landes anbieten, denn die sind zahlreich. Es gibt zwar immer noch einen gesetzlich festgeschriebenen Mindestlohn, aber die Löhne sind so niedrig, daß sich davon oft die Miete nicht bezahlen läßt. Die meisten Uruguayos haben zwei Jobs gleichzeitig. Ein Schild mit der Aufschrift „4 cuotas a 105 Pesos“ baumelt an einem gestreiften Pullover im Schaufenster an der „18 de julio“. Ratenzahlungen für technische Geräte, aber auch für Pullover oder Schuhe, sind üblich. Die Arbeitslosigkeit hat momentan mit 12,6 Prozent den höchsten Stand der vergangenen elf Jahre erreicht, d.h. seit dem Ende der Militärdiktatur. 166 100 Menschen hatten im ersten Halbjahr 1996 keine Arbeit, und die Zahl der Unterbeschäftigten wächst. Die Staatsbediensteten stellen ein Fünftel der Erwerbstätigen, und der Wasserkopf der Verwaltung wird nur langsam abgebaut. „Es gibt in Uruguay zahlreiche Witze über die Bürokratie, und sie sind alle wahr“, schrieb vor Jahren ein Journalist. Die Situation hat sich etwas entspannt, 1997 sollen weitere der 250 000 Beamtenstellen wegfallen. „Gnocchis“ gibt es aber immer noch, Verwaltungsmitarbeiter, die nur am 29. jedes Monats zur Lohnauszahlung ins Büro kommen, – benannt nach der italienischen Teigspeise, die traditionell auch nur am 29. auf den Tisch kommt.

Außerdem ist Uruguay wohl eines der wenigen Länder Lateinamerikas, das mit einer Überalterung der Gesellschaft kämpft. Die Lebenserwartung liegt bei rund 72 Jahren. Die Zahlen der Geburten übertreffen die der Sterbefälle noch um rund ein Drittel, aber nur 16 Prozent aller Uruguayos sind Jugendliche zwischen 14 und 24 Jahren. Immer mehr Menschen leben von der Sozialversicherung: 600 000 waren es 1994, und ihnen standen nur rund 1,4 Millionen Erwerbstätige gegenüber. Ganze 1,7 Millionen zählen zur nicht arbeitenden Bevölkerung. So werden 37 Prozent der staatlichen Einnahmen für Renten und Pensionen ausgegeben. Und das Problem wird sich noch weiter verschärfen, denn viele Jugendliche verlassen das Land. Der Grund ist einfach: die Jugendarbeitslosigkeit liegt bei 25 Prozent, Daniel Laino vom Instituto Nacional de la juventud (INJU) spricht sogar von 50 Prozent. Viele Jugendliche sehen in Argentinien oder Chile mehr Chancen.

Sonntags auf dem zentralen Platz vor der Stadtverwaltung regiert dagegen die jüngste Generation: die Eltern sitzen auf den Parkbänken in der Frühlingssonne, die Kinder toben in der Platzmitte durcheinander. Tauben scheuchen und Tauben füttern gehören zu den beliebtesten Spielen. Dazwischen übt ein kleines Mädchen in dick gefüttertem rosa Overall selbstvergessen ihre ersten Schritte und plumpst immer wieder auf ihren gepolsterten Po. Am Rand des Platzes spielen ein paar Jungen Fußball, immer darauf bedacht, daß der Ball nicht auf die selbst am Sonntag vielbefahrene Hauptstraße „18 de Julio“ rollt.

Auch Monika und Sandra lassen sich hier kurz nieder. Montevideo am Sonntag sei so langweilig, erzählen sie gleich, es gebe nur Alte hier, die jungen Leute wären in alle Winde verstreut. Sie blättern im Kinoprogramm. Um 17 Uhr 30 wird in der nahe gelegenen Cinemateca „El rey de los rios“ gezeigt, „Der König der Flüsse“. Sie wissen weder wovon der Film handelt noch von wem er ist. Trotzdem gehen wir zusammen hin. Monika ist Friseurin und Sandra arbeitet in der Bank eines Spielcasinos. Als wir vor dem Kino stehen weiß ich, was sie meinen. Sonntag nachmittag sind wir mit Abstand die jüngsten Zuschauerinnen. Rund vierzig Leute im Rentenalter warten gemeinsam mit uns darauf, daß sich die großen Glasschwingtüren öffnen. Monika und Sandra lästern lautstark und klären mich darüber auf, daß die Alten immer drängeln würden, es sei fürchterlich mit ihnen! Sie kichern, weil Sandra heute ihre weiße Cordjacke trägt, – die sei dann gleich schmutzig... Fast eine halbe Stunde warten wir draußen und frösteln: „auch typisch uruguayisch“ sagt Monika und verdreht die sorgfältig geschminkten Augen. „Dieses Land ist ein Fiasko.“

„No te vayas“ – „Geh nicht weg“ – heißt denn auch ein Song des populären Sängers Jorge Schelleberg, unterlegt mit peppigen Rockrhythmen. Die Stadtverwaltung Montevideos wird ab Anfang 1997 die Löhne unterstützen, wenn Unternehmen Jugendliche zwischen 16 und 24 Jahren einstellen. Sandra und Monica haben Glück, daß sie eine Arbeitsstelle haben, und würden trotzdem lieber heute als morgen gehen.



Veränderungen sind aber in Sicht. Am 1. Januar 1995 ist der „Mercosur“, die Handelsgemeinschaft mit Argentinien, Brasilien und Paraguay, endgültig in Kraft getreten. Bislang spüren die Uruguayos eher die Einschnitte, die die wirtschaftliche Umbruchsituation mit sich bringt. In viele Busse steigen arbeitslose Bauarbeiter zu, verteilen Zettel gegen den „Mercosur“ und lassen ihren gelben Helm herumgehen. Die Kinder, die dort Heiligenbildchen verteilen, erhalten aber mehr Münzen. „Ich glaube nicht, daß es ohne ‚Mercosur‘ mehr Arbeit als jetzt geben würde“, sagt Montevideos Bürgermeister Mariano Arana. „Wahrscheinlich hätten wir sogar weniger. Und auf der anderen Seite haben einige Unternehmen, in erster Linie in der Industrie, Möglichkeiten zu Veränderungen gefunden, die die Exporte in die Höhe treiben. Das schlägt sich nicht immer automatisch in neuen Arbeitsplätzen nieder, aber kann auf lange Sicht auch Verbesserungen für die Bevölkerungsschichten bringen, die jetzt unter schwierigen Bedingungen leben.“

Der bedeutendste Industriezweig ist nach wie vor die Weiterverarbeitung landwirtschaftlicher Erzeugnisse. Dazu zählen nicht nur die Fleischverarbeitung, sondern auch die Herstellung von Lederwaren und anderen Textilien. Die frühere Konzentration auf die Rinder hat den Aufbau einer wettbewerbsfähigen Industrie im Lande gebremst. Noch immer müssen viel zu viele Produkte importiert werden. Geld aus dem Ausland kommt momentan auf anderem Wege ins Land: Eine der am stärksten expandierenden Branchen ist der Tourismus. Dabei wurde erst 1986 überhaupt ein Ministerium zur Förderung des Tourismus eingerichtet. Die Einnahmen durch den Tourismus haben sich in den letzten fünf Jahren fast verdoppelt und betragen 1995 611 Millionen Dollar. Weit mehr als die Hälfte der rund zwei Millionen Touristen kommen aus Argentinien. Von der lärmenden 13-Millionen-Metropole Buenos Aires aus bringt ein Schnellboot die Urlauber in einer knappen Stunde nach Montevideo. Allein dort können sie sich an sieben Stränden sonnen. Östlich der Hauptstadt, an der Küste des Rio de la Plata, die ab Punta del Este in die Atlantikküste übergeht, warten fast 400 Kilometer Sandstrände. Sinkt aber die Kaufkraft in Argentinien wie im Jahr 1995, schlägt sich dies sofort in Restaurantbesuchen und Hotelübernachtungen im Nachbarland nieder. Acht Prozent der Reisenden sind Brasilianer, jeweils ein Prozent Chilenen und Paraguayer, und sieben Prozent kommen aus anderen Ländern. Die zweitgrößte Gruppe der Reisenden mit 15,4 Prozent sind Touristen im eigenen Land: Uruguayos, die im Ausland leben. Viele sind aus dem Exil nicht mehr in ihre Heimat zurückgekehrt oder die Suche nach Arbeit hat sie in andere Länder verschlagen. Der Urlaub führt sie zurück an die Ufer des Rio Uruguay oder an die Küste, wo sich während der Sommermonate die Badenden gegenseitig auf die Füße treten.

„Wenn Freunde aus aller Welt nach Uruguay kamen, bin ich mit ihnen zur Küste gefahren, weil ich gedacht habe, das Interessante von Uruguay wäre Punta del Este. Und danach, wenn ich kein Geld mehr hatte, brachte ich sie auf die Estancia meines Vater. Und sie sagten – wie wunderschön, wie wun-

derschön“, erzählt Cecilia Regules. Die Reisebürobesitzerin organisiert den Estancia-Tourismus mittlerweile professionell und hat auch das Gütesiegel der „Estancia Gaucha“ eingeführt. Noch ist das Ganze für sie eher ein interessantes Projekt als eine Einnahmequelle, doch die Übernachtungszahlen haben sich in den vergangenen Jahren regelmäßig verdoppelt bis hin zu 2000 Übernachtungen im Jahr 1996. 120 Estancias nehmen mittlerweile Gäste auf, und das Interesse der Estancieros steigt. 59 000 Estancias gibt es im Landesinneren, dort, wo die Weideflächen unendlich scheinen und es oft auch sind: die größten umfassen ein Gebiet von 20- bis 30 000 Hektar. 2000 Hektar ist der Durchschnitt, in Deutschland liegt er bei 18. „Ich bin auf dem Land aufgewachsen und dachte, daß alle Uruguayos Kontakte zu Estancias haben“, sagt Cecilia Regules. „Daher suchte ich meine Kunden zunächst in Europa. Das war mein großer Marketing-Fehler.“ Waren die 95 Gäste des Jahres 1992 noch hauptsächlich Franzosen, so sind es jetzt 77 Prozent Uruguayos, die sich auf den Estancias von der montevideanischen Hektik erholen. Auf städtischen Komfort müssen sie dort nicht verzichten, denn die meisten Estancias sind wahre Herrenhäuser. Wer will, kann jedoch auch ohne Telefon und Elektrizität unterkommen. Aber ein Pferd gehört immer mit dazu.

Der Estancia-Tourismus ist zwar nur ein außerordentlich kleiner Wirtschaftszweig, sorgt aber für Resonanz in der ausländischen Presse, was im weltvergessenen Uruguay natürlich gerne gesehen wird. Für Cecilia Regules ist aber noch ein ganz anderer Faktor entscheidend für ihr Engagement: „Die Männer auf dem Land haben Arbeit, kümmern sich um Kühe und Schafe, etwas, wodurch sie sich nützlich fühlen können. Aber was machen die Frauen? Sie kochen für den Ehemann, machen das Haus sauber und Schluß. Und dabei sprechen viele drei Sprachen, sind gereist, haben in der Hauptstadt studiert, und sind absolut unterfordert auf dem Land. Diese Frauen, die Lust haben, etwas auf die Beine zu stellen, waren immer meine ersten Mitarbeiterinnen. Und gerade heute, wo eine große Notwendigkeit dafür besteht, daß die Landwirtschaft funktioniert – weil sie eben nicht funktioniert in ökonomischer Hinsicht – ist dies ein besonders wichtiger Faktor, daß die Männer ihre Frauen in diesem Bereich arbeiten lassen.“ Die Geschäftsfrau erzählt, wie sie irgendwann feststellte, daß sie zwar perfekt reiten, aber kein Pferd einfangen konnte, weil damit immer ihr Bruder beauftragt wurde – das tat man einfach nicht als Frau. „Heute weiß ich, wie man ein Pferd einfängt“, stellt die Geschäftsfrau trocken fest, doch der Ärger ist ihr noch immer anzumerken. Das Inland ist konservativ, und das äußert sich nicht nur im Wahlverhalten.

„Man kann dort die Welt vergessen“, sagt auch Conrad Graf Hoyos. Doch der deutsche Agraringenieur denkt dabei nicht an die Erholung beim Reiturlaub, obwohl er sich dazu selbst gerne auf die Estancia „La Calera“ zurückzieht, die einzige Estancia des Landes, die ihr Inneres zu einem Hotel umgebaut hat und ein eigenes „La Calera“-Büro in Montevideo unterhält. Conrad Graf Hoyos ärgert sich über die Verschlafenheit der uruguayischen Landwirte. Die deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit hat

ihn nach Uruguay geschickt, um im Nordosten des Landes die Milchwirtschaft voranzubringen. Doch das ist ein mühsames Unterfangen. Das Land ist schließlich früher mit Fleischkühen reich geworden, die Landwirte konnten sich allein auf den fruchtbaren Boden verlassen. Gerade der Norden ist klassisch für die Viehwirtschaft, und der schleichende Abstieg der letzten 40 Jahre durch die sinkenden Weltmarktpreise für Fleisch, Häute und Wolle hat das bislang nicht ändern können. So ist neben der städtischen Armut rund um Montevideo auch die ländliche Armut gewachsen. Und im Norden, in den Provinzen Rivera, Artigas, Cerro Largo und Tacuarembó, ist sie am größten.

Inzwischen haben rund 40 kleine und mittlere Betriebe mit Unterstützung des „proyecto lecheria noreste“ ihre Produktion von Vieh- auf Milchwirtschaft umgestellt. Nach Ansicht von Conrad Graf Hoyos könnten es aber noch viel mehr sein. Der jährliche Ertrag pro Hektar bei der traditionellen extensiven Viehwirtschaft liege bei 15 bis 20 Dollar jährlich, Milchkühe würden das Zehnfache einbringen. Der Agraringenieur zeichnet ein düsteres Bild der landwirtschaftlichen Situation Uruguays: es müsse zwar niemand Hunger leiden, aber rund 90 Prozent der Betriebe seien zum Aufgeben verurteilt. „Die Gefahr ist: man sieht es nicht. Denn so ein landwirtschaftlicher Betrieb stirbt langsam. Das kann 20 Jahre dauern.“ Schließlich ist auch viel Kapital vorhanden: jeder Hektar Land hat einen Wert von 600 bis 750 Mark, dazu kommt der Viehbestand von rund 200 000 bis 300 000 Mark – viele Estancieros sind fast Millionäre. Und wenn das Vieh keine Gewinne mehr einbringt, wird stückweise Land verkauft. Der Getreideanbau dümpelt sowieso immer am Rande des Selbstkonsums dahin. „Oft merken die Leute selbst gar nicht, wie es bergab geht“, sagt Conrad Graf Hoyos. Die Leidtragenden sind oft die Kinder: die Schulausbildung wird auf die Pflichtjahre reduziert, statt der früher üblichen Ausbildung in der Hauptstadt folgt die Mitarbeit auf dem Hof.

Die Zwillinge Magdalena und Manuel Marcello haben es da besser. Sie gehen in Montevideo zu einer privaten Schule, lernen mit sechs Jahren schon Englisch und fahren in den Ferien oder am Wochenende mit ihrer Mutter die 400 Kilometer bis ins Landesinnere, wo ihr Vater Herr über 2000 Hektar Land und entsprechend viele Kühe, Schafe und Pferde ist. Auf der Estancia gefällt es ihnen aber am besten. „In Montevideo gibt es ja keine Pferde“, sagt Magdalena, die im Gegensatz zu Manuel schon alleine galoppieren kann. Als ich sie nach den Pferdekarren der Stadt frage, deren Klappern ein so unverkennbares montevideanisches Geräusch ist, verzieht sie den Mund. Nein, die seien ja alt und schlecht ernährt. Die armen Klepper der Müllsammler sind nicht mit den Criollos im Inland zu vergleichen, die keine Hufeisen kennen und sich den ganzen Tag lang frei bewegen können – bis sie vielleicht einmal ein Gaucho einfängt, um mit ihnen zur Rinderinspektion zu ziehen.

Der Gaucho reitet zwar immer noch, aber mit dem früheren nomadischen Leben hoch zu Roß ist es vorbei. Selbst auf den größten Estancias trennen Zäune die Landstücke, und aus den früheren Viehdieben, die von der Hand

in den Mund lebten, sind lange schon Viehhüter geworden. Die Gauchos von heute wohnen als feste Angestellte auf ihrer Estancia, und es sind längst nicht mehr so viele wie früher. Sollte sich die Milchwirtschaft im Norden des Landes immer mehr durchsetzen, könnte ein Besuch beim jährlichen Gaucho-Fest in Montevideo noch mehr als schon heute zu einer Reise in die Vergangenheit werden. Doch die Milchwirtschaft bietet wenigstens Zukunftsperspektiven, was man von einem anderen relativ neuen Wirtschaftszweig nicht sagen kann: Seit einigen Jahren setzt Uruguay auf den Eukalyptus-Anbau. Forstwirtschaft in einem Land mit einem natürlichen Waldbestand von etwa vier Prozent, ähnlich der Sahel-Zone. Der durstige Eukalyptus wächst im Nu, aber entzieht dem Boden dabei alle Nährstoffe. Durch die in den Blättern enthaltenen Gerbsäuren haben andere Pflanzen in der Nachbarschaft keine Chance. Nach dem Abholzen schlägt Eukalyptus noch zwei bis drei Mal aus – und danach wächst nichts mehr. Was bleibt ist eine Sandwüste, nach Regenfällen drohen Erosionen. So weit ist es jetzt noch nicht, aber Agraringenieur Conrad Graf Hoyos schätzt, daß bereits 200000 Hektar voller Eukalyptusbäume stehen. Am Hafen in Montevideo wird das Holz zur Papierverarbeitung nach Finnland, Spanien oder Japan verschifft. Ein momentan sehr gewinnbringendes Geschäft, an dem auch Giganten wie etwa Shell beteiligt sein sollen. Die Regierung subventioniert die Aufforstung enorm und lockt mit 70 bis 80 Prozent Investitionserstattung im Jahr nach der Aufforstung und mit 10 bis 15 Jahren Steuerfreiheit. Da die Provinzverwaltungen den Großteil ihrer Einnahmen aus Grundsteuern gewinnen und der Haushalt gleich geblieben ist, steigen dafür die Steuern für die Landwirte. Die Forstwirtschaft geht also in jeder Hinsicht auf ihre Kosten.

Selbst im traditionell eher bedächtigen Inland stehen also Veränderungen an. Der „Maracanasso“, die rückwärtsgewandte Nabelschau, könnte bald der Vergangenheit angehören. In den letzten zwölf Jahren seit dem Ende der Militärdiktatur hat sich so viel verändert in Uruguay wie schon Jahrzehnte nicht mehr. Durch die Handelsvereinigung „Mercosur“ stehen neue Herausforderungen an, und gerade in Montevideo gibt es schon viele Leute, die das Wort „Melancholie“ als das beherrschende montevideanische Gefühl nicht mehr hören können. Ein Preis der Aufbruchstimmung ohne abgefedertes soziales Netz ist aber schon abzusehen: in den letzten Jahren ist die Schere zwischen Arm und Reich in Uruguay immer weiter auseinandergegangen.

## Impressionen aus der Hauptstadt

„Montevideo ist eine schöne, ja glänzende Stadt mitteleuropäischen Stils, besitzt gute Straßen, reiche Häuser mit lieblichen Gärten und stattliche Großbauten, in denen sich Clubs und Theater befinden“, schrieb Karl May, natürlich ohne jemals einen Fuß auf uruguayischen Boden gesetzt zu haben. So weiß er auch nicht, wie sich Montevideo anhört, hat nie den Wind

gehört, der die Stadt vom Meer her durcheinanderwirbelt oder die Pferdekarren der Müllsammler, die zwischen den Autos der Hauptstadt entlangklappern.

Ende September beginnt der Frühling in Montevideo. Grün ist die Stadt sowieso immer. Platanen säumen die Straßen, zahlreiche Parks unterbrechen das dichte Straßennetz. Aber jetzt beginnt die Zeit, in der es draußen wärmer wird als drinnen. Die dicken Steinmauern schützen im Sommer vor der Hitze, und sorgen im Frühjahr dafür, daß es drinnen gleichbleibend kalt ist, während draußen bei 15 Grad schon die ersten auf den Parkbänken sitzen. Heizungen gibt es so gut wie nie – wer es sich leisten kann, heizt mit kleinen Elektroöfen, aber Strom ist teuer. Die Tage sind grau und feucht und die Wäsche will einfach nicht trocknen. Dann und wann kommt die Sonne durch und rötet die überraschte Haut – das Ozonloch ist hier deutlich zu spüren. Dann wieder regnet es wie aus Eimern und die unebenen Straßen Montevideos verwandeln sich in kleine Seen. Dabei ist es schon ohne Wassermassen ein kleines Abenteuer, in der jüngsten südamerikanischen Hauptstadt zu Fuß unterwegs zu sein. Fußgängerampeln gibt es, wenn überhaupt, nur an der Hauptstraße, der „18 de Julio“, Zebrastreifen nur an der „Plaza Independencia“. Vor den gut 300 000 in Montevideo angemeldeten Fahrzeugen muß man sich nicht selten mit einem Sprung auf den Bürgersteig retten. Das Auto geht vor, die Statistik der Verkehrstoten beweist es.

Todesmutig machen wir eine Motorradrundfahrt durch die Stadt und landen in einer Ausstellung im „Cabildo“, mitten in der Altstadt. Montevideanische Ansichten in knallrot, lila, gelb und neongrün. Das Ganze wirkt fast schon ironisch in einer Stadt, die so auffallend farblos ist wie Montevideo. Mein Fahrer, der Student Fernando Varela, erzählt mir einen Witz: Ein Ausländer will nach Uruguay reisen und fragt, welche Kleidung er mitnehmen soll. „Nach Uruguay?“, fragt sein Gesprächspartner, „na, da reichen zwei graue Anzüge.“

Auch Gabriel Fernández, 23, der Sohn vom Restaurator Carlos, sagt: „Guck sie dir doch an, die Leute, alle in grau und blau, Farben gibt es hier nicht. In Brasilien sind die Leute arm aber glücklich, tragen bunte Kleidung. Aber hier?“ Er selbst trägt heute einen beigen Pullover und darunter das knallgrüne Hemd der uruguayischen Scouts. Die Scouts sind eine kirchliche, aber nicht konfessionsgebundene Gruppierung. Jeden Sonntag trifft sich Gabriel in der Altstadt, der Ciudad Vieja, mit Kindern und Jugendlichen des Viertels, seine Gruppe heißt „Scouts de Lourdes: Martin Luther King“. Es ist schwierig, in der Ciudad Vieja den Nachwuchs zu motivieren. „Die Leute aus diesem Viertel sind sehr daran gewöhnt, daß sie Hilfe bekommen. Da gibt es eine Kirche, die gibt dir Kleidung, Schuhe, Essen oder vielleicht auch Geld. Und die Jugendlichen kommen mit dieser Einstellung zu uns, als ob wir ein Service für sie wären und nichts sonst. Und wenn ihnen klar wird, daß man ihnen nichts geben wird, fangen die Probleme an“, sagt Gabriel. Die Scouts können höchstens mit Zeltlagern locken.

Wir setzen uns auf eine Bank an der Plaza Constitución. Sonntags ist die Altstadt wie ausgestorben. Kein Auto stört unser Gespräch. Sogar der McDonalds hat heute nachmittag geschlossen, und das will schon etwas heißen. Es gibt keine Kunden am Wochenende. Wer hier wohnt, kann sich in der Regel kein teures Fast Food leisten. Die Ciudad Vieja, einst das Zentrum der Stadt, ist an den Rand gerückt. Jemand vergleicht sie mit einer Hure – man benutzt sie tagsüber und läßt sie dann fallen. Tagsüber prallen hier die Kontraste aufeinander. Da sind die Banker mit Schlips und Kragen, die die beiden kleinen Plätze und die Restaurants bevölkern. Frauen tragen Kostüm. Dazwischen schaut ein Mann mit Halbglatze und einem knappen Mäntelchen in einen Mülleimer, ein Kind will einen Peso. Die Huren sitzen an den näher am Hafen gelegenen Seitenstraßen und warten auf Kundschaft, einmal kommt mir ein Transvestit in geblühtem Kleid in Begleitung einer kleinen drallen Schwarzen entgegen.

„Die Armut ist ein großes Problem bei unserer Arbeit“, erklärt Gabriel, „aber nicht nur die ökonomische, sondern auch die kulturelle Armut. Viele Leute sind von hier bereits in die Randbezirke Montevideos gezogen, und es wohnen hier nur noch sehr wenige Menschen. Darunter gibt es wiederum kaum noch Arbeiter. Und auch wir leben nicht hier, das ist auch ein Problem, denn oft genug benutzen wir einfach ganz andere Ausdrücke.“ Die 14jährige Mariana hat mir am vorhergegangenen Sonntag noch ein langes Interview gegeben. Heute kommt weder sie noch ihr Bruder noch sonst irgendjemand zur verabredeten Zeit. Irgendwann taucht ein Mädchen auf und wird von Gabriel und seiner Kollegin Maria José beauftragt, bei den anderen zuhause zu fragen, was los sei. Nach zwanzig Minuten ist sie wieder da: Mariana wolle überhaupt nicht mehr kommen, ihr Bruder müsse heute arbeiten. „Die Jugendlichen sind hier so“, sagt Maria José resigniert, „da verabschiedet sich keiner. Das gehört zu der Arbeit hier dazu, – denen ist das egal.“ Nach einer guten Stunde Wartezeit fährt sie 40 Bus-Minuten lang wieder nach Hause.

Zwischen der Ciudad Vieja und dem Zentrum, an der Plaza Independencia, ragt das erste Fünf-Sterne-Hotel der Stadt empor, das „Victoria Plaza“. „Es ist vielleicht das teuerste Hotel der Welt“, sagt Generaldirektor Peter Schwarté. 120 Millionen Dollar kostete der Umbau, und das für nur 260 Zimmer. Es gehört der Moon Sekte, die Uruguay zu einem ihrer Stützpunkte auf dem Kontinent ausgebaut hat. Das Bankgeheimnis lockt und ist heute wohl der einzige Grund, Uruguay noch mit der Schweiz zu vergleichen. Das „Victoria Plaza“ setzt auf Kongresse und Tagungen und ist schon vor dem offiziellen Bauende Ende 1996 immer gut ausgebucht. Gerade halten die Odontologen einen Kongreß ab, und bei der Geschäftigkeit auf den drei Kongreßetagen wird einem schlagartig bewußt, was man auf den grauen, windigen Straßen der Stadt schon wieder mal vergessen hatte: Montevideo ist eine Stadt im Aufbruch, ein kleines Handelszentrum zwar nur, aber eines, das nach vorne will. Ein weiteres Fünf-Sterne-Hotel entsteht gerade im Stadtviertel Pocitos, das World-Trade-Center hat angefangen zu bauen und auch Baupläne der Sheraton-Kette sind

im Gespräch. Der Generaldirektor des „Victoria Plaza“ sieht noch weitaus größeren Bedarf, wenn Montevideo die Handelshauptstadt des Mercosur wird. „Aber in einem Fünf-Sterne-Hotel ein Restaurant mit den üblichen kleinen Portionen zu führen, da hab ich meine Schwierigkeiten mit den Uruguayern. Hier sind die Filets sonst überall riesengroß, unter einem halben Kilo werden die nicht gegessen“, wundert sich Peter Schwarté, der schon in vielen Ländern zuhause war. Obwohl er kein großer Fleischesser ist, hält er das uruguayische Fleisch für das beste der Welt.

Uruguay ohne Fleisch ist undenkbar, und die traditionellste Art der Zubereitung ist das Asado: Rindfleisch mit Knochen, in langen Streifen auf den Grill gebracht. Ein halbes Kilo pro Person ist die Regel. Selbst Christine Breger, Berliner Vegetarierin, hat hier ihre Prinzipien über Bord geworfen. Sie arbeitet bei dem Frauenprojekt MUJEFA und hilft den Bauarbeitern dabei, ein verfallenes Altstadtthaus in Wohnungen für alleinstehende Mütter umzuwandeln, eines von mehreren Projekten der Stadtverwaltung gegen den wachsenden Armutsgürtel rund um die Stadt. Hier gibt es jeden Mittag das zünftigste Asado der Stadt: die Werkbank wird großzügig freigeräumt, ein paar Brettchen darauf verteilt. Die vorhandenen Gläser, drei an der Zahl, kommen in die Mitte. Zahnstocher werden danach gekonnt von der hölzernen Werkbank abgeschnitzt. Übrig bleiben zwei große Plastikbeutel voller Knochen. „Und eigentlich schmeckt es ganz gut“, grinst Christine.

Im Reichtumviertel Carrasco ißt man Sushi zum Abendbrot. Marcello, der Herr über die sorgfältig arrangierten Fischfilets, zeigt nur dienstags und mittwochs im Café Misterio, wie schnell und elegant sich ein Paar Hände bewegen können. An den anderen Wochentagen ist er bei Botschaftern und Geschäftsleuten privat beschäftigt. Sein mit japanischen Schriftzeichen beschriebenes Stirnband täuscht aber ebenso wie sein fließendes Spanisch: Marcello kommt aus Brasilien. Aber hier in Uruguay verdient er besser. 300 Pesos, knappe 50 Dollar, kostet ein spärliches Essen für zwei Personen im Café Misterio. Das ist für uruguayische Verhältnisse sehr viel. Denn wenn auch alles ungefähr deutsches Preisniveau hat: das Kneipen- und Restaurantleben ist in der Regel billiger. Carrasco, Wohnviertel der Oberschicht, liegt östlich des Stadtzentrums, dort, wo der Strand langsam sauberer wird und die Häuser einen Vorgarten haben und meist noch einen Gärtner dazu. Im „Café Misterio“ begrüßt man sich mit deutschem Handschlag, uruguayischem Küßchen auf die linke oder französischem auf beide Wangen: Sehen und gesehen werden. Die zwei jungen Frauen am Nachbartisch reden ausnahmsweise Spanisch und bestellen ihre dritte Portion Sushi. Eine schneeweiße Serviette verdeckt den Wein im silbernen Eiskübel.

Draußen ist die Luft samtig und nicht kratzig wie im Zentrum. Kein knatternder Omnibus stört die Stille. Der Parkwächter am Straßenrand bekommt einen Peso mehr als in der Stadt – dafür macht er in seiner dunkelblauen Jacke und mit Taschenlampe hier auch einen ausgesprochen gepflegten Eindruck. Seine Kollegen in anderen Stadtvierteln sehen oft so aus, als sei

die Straße nicht nur ihr Arbeits-, sondern auch ihr Wohnort, und so ist es wohl auch. Sie teilen sich die Straßen nach dem Recht des zuerst Gekommenen untereinander auf. Mittlerweile haben die selbsternannten Autoaufpasser eine eigene Gewerkschaft gegründet, etwas, was sogar die Uruguayos mit ihrer starken gewerkschaftlichen Tradition überrascht. 1996 war für sie jedoch ein schlechtes Jahr. Die Stadtverwaltung Montevideos hat das Parkscheinsystem im Zentrum eingeführt, und weil kaum jemand fürs Parken und dann noch fürs Bewachen in die Tasche greift, sind die Parkwächter noch stärker in die Außenbezirke gedrängt worden.

## Die Könige der Landbesetzer

Marie Isabel Sena hat ein rundes, weiches Gesicht. Ihr dunkles Haar trägt sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, so daß ihre großen braunen Augen wie eingerahmt wirken. „Lieblich“ ist das Wort, das mir sofort zu ihr einfällt. In dem kleinen Almacén, ihrem Lebensmittelkiosk, blicken mich gleich fünf solcher großen braunen Augenpaare an: vier ihrer fünf Kinder sind heute mit ihr im Laden. Das ist eine Ausnahme, denn normalerweise fahren alle Bus, einschließlich des Ehemannes. Die Avenida General Flores rauf und runter – bis die Arme lahm werden, die die Bonbontüten hochhalten, – samt dem Brett, auf dem sie dekorativ befestigt sind. Sieben Kilo wiegt das Ganze. Die „familia dulce“ nennen die Nachbarn sie, die „süße Familie“, denn sie leben vom Bonbonverkauf. Der Mann der süßen Marie Isabel hat zwar eine feste Stellung beim Militär, verdient dort aber nur 1500 Pesos, umgerechnet 300 Mark. Bei Preisen von drei Mark für ein Stück Butter und einer Mark pro Busfahrt reicht das hinten und vorne nicht.

Obwohl Uruguay im Vergleich zu anderen lateinamerikanischen Ländern immer noch die niedrigste Armutsstatistik vorweisen kann, gibt es in und um Montevideo Stadtviertel wie Las Piedras, El borro oder Cerro Norte, in denen zerlumpte Kinder zwischen Hütten spielen. Und diese Gegenden werden sich vergrößern: mehr als 40 Prozent der Kinder unter 14 Jahren leben in Armenvierteln. Die Stadtverwaltung von Montevideo setzt sich mit verschiedenen Projekten für die Situation der Kinder und Jugendlichen ein, teilweise in Zusammenarbeit mit der UNICEF. So werden etwa 3,5 Millionen Liter Milch jährlich bezuschußt. Dennoch fehlt es bereits in 14,3 Prozent der städtischen Gegenden am Nötigsten wie etwa an der Trink- oder an Abwasserversorgung.

Mariano Arana ist ein Bürgermeister, der noch über die Armut weinen kann. Im Interview kommen ihm die Tränen, als er über die Fortschritte beim Umbau von Mietskasernen spricht, und dabei an seine Tante denkt, die in der größten Armut in einem solchen Bau gestorben ist. „Die extreme Armut, die in den letzten Jahren aufgetaucht ist, ist ein Skandal. Und ich spreche vom Skandal der Armut, weil in einer Welt mit zahlreichen Entwicklungen zum Besseren, mit Fortschritten im Bereich Technologie und Wissenschaft, die



Armut als eine Realität hingestellt werden soll“, sagt Arana nachdrücklich. „Ohne Zweifel ist die Situation in Uruguay im Vergleich mit anderen Ländern Lateinamerikas nicht so kritisch. Wir sind nicht daran gewöhnt, Personen zu sehen, die unter dem Existenzminimum leben – aber an diese Situationen können und wollen speziell wir uns nicht gewöhnen.“

Die süße Marie Isabel hat sich erst geschämt, im Bus die Leute anzusprechen, ist vorne ein- und hinten wieder ausgestiegen. Doch so kauft niemand, das übliche montevidanische Ritual ist: Beim Busfahrer oder Kassierer um Erlaubnis fragen, vorne im Bus die Passagiere begrüßen und die Waren zeigen, anpreisend und Preise nennend sich einmal von vorne nach hinten und wieder zurück durcharbeiten. Es passiert selten, daß niemand etwas kauft. „Ich achte auch immer darauf, daß ich sauber angezogen bin, saubere Hände habe“, sagt Marie Isabel. „Klar, Armut hat auch nichts mit Schmutz zu tun“, ergänzt die hinzugekommene Nachbarin Susana. So adrett wie sie ist, verkauft Marie Isabel immer mehr als ihr Mann auf seinen Touren nach der Arbeit oder als die beiden ältesten Söhne. Marie Isabel hat immer Angst, wenn sie die beiden unterwegs weiß. Der Ältere wurde schon zweimal ausgeraubt. Aber sie wüßte keine andere Arbeitsmöglichkeit, und zur Schule gehen die beiden nicht mehr: „Wir sind groß, wir wollen arbeiten“, hätten sie zu ihr gesagt. 13 und 14 Jahre sind sie alt. Für mich sind die beiden Jungen noch Kinder, die sich schüchtern und stumm in eine Ecke drücken, um den fremden Besuch zu betrachten. Aber jetzt arbeiten sie für sich selbst, denn auch wenn Marie Isabel vom Erfolg ihres Bonbonverkaufs selbst überrascht war – für die ganze Kinderkleidung hat es doch nie gereicht. Jetzt hat sie ihren kleinen Laden eröffnen können. Miete zahlt sie nicht, auch nicht für das angebaute kleine Wohnhäuschen. Ihre Kunden sind die Nachbarn, die ebenfalls mietfrei wohnen: das Lädchen liegt mitten in „Los Reyes“, Montevideos größtem besetztem Landstück. Sieben Hektar ist das Gelände groß, sieben Hektar, die offiziell dem Staat gehören. Jetzt leben hier 400 Familien mit insgesamt tausend Kindern. 164 solcher besetzten Gelände gibt es in Montevideo – oder besser um Montevideo, denn wie überall siedeln sich die Armen außerhalb des Zentrums an, weil sie dort die Mieten nicht bezahlen können.

„Los Reyes“, „die Könige“, ist benannt nach dem Dreikönigstag 6. Januar, dem Tag der Besetzung im Jahre 1995. Und die Bewohner von „Los Reyes“ scheinen auch die Könige der „Asentamientos“ zu sein: die meisten haben Arbeit, und zwar sehr viele beim Militär. „Klar wird das dort mit Skepsis betrachtet“, sagt ein junger Mann, „aber was soll ich machen, ich kann mir nichts anderes leisten.“ In nur zwei Jahren haben es die Bewohner von „Los Reyes“ geschafft, 80 Prozent ihrer Holzhütten in Steinhäuschen umzubauen. Die Eile liegt nicht nur am kalten Winter, in dem die Temperaturen auch mal unter null Grad fallen können: Aus „echten“ Häusern kann man sie weniger leicht wieder vertreiben. Es gibt eine parteiunabhängige Koordinationsgruppe, die sich wöchentlich trifft, und die Kontakt zu den Politikern sucht, um irgendwann einmal die Anerkennung zu erreichen. Hier können auch die Anwohner Beschwerden und Vorschläge

einbringen. Nur ein Landstück ist voller Müll, dazwischen zwei Pferde und ein Schaf. Hier wohnen drei der zahlreichen Müllsammler von Montevideo, die mit ihren Pferdekarren durch die Straßen klappern, – ein Geräusch, das untrennbar mit der Stadt verbunden ist. Zuhause trennen sie gesammelte Flaschen von Blech oder Essensresten, und verkaufen, was noch zu verkaufen ist. Beim Sonntagsmarkt im Stadtviertel Piedras Blancas sieht man den aus dem Müll sortierten Trödelkram auf der Straße ausgebreitet: Schrauben, Aschenbecher, Kuriositäten. Eine halbe Busstunde entfernt findet zeitgleich der traditionelle Sonntagsmarkt Tristan Navarra im Zentrum statt. Dort sind die Kuriositäten aus Silber und Touristen feilschen um Antiquitäten und gebrauchte Bücher.

In anderen „Asentamientos“ leben viel mehr Müllsammler, die Ärmsten der Armen, und Geruch und Anblick sind entsprechend. „Nein, ‚Los Reyes‘ ist kein Cantegril“, sagt Susana fast entrüstet. Cantegriles, so heißen hier die Armenviertel, zynischerweise so benannt nach einem reichen Stadtteil im mondänen Seebad Punta del Este. „Cantegriles, das sind die Viertel der Müllsammler.“ Susana ist die Sekretärin des Koordinationsbüros von „Los Reyes“. Im Alter von 13 Jahren kam sie von dem kleinen Hof nahe der Stadt Salto am Rio Uruguay in die Hauptstadt. Die Eltern hatten sich getrennt, und sechs Kinder mußten Arbeit suchen. Susana begann als Haushaltshilfe. Als die beiden Söhne kamen, backte sie jede Nacht 400 Kuchenteilchen und Empanadas, um den Verdienst ihres Mannes aufzubessern. „Du kämpfst und kämpfst, und als ich 40 Jahre alt wurde hatte ich trotz all der Arbeit nicht genug, um leben zu können. Wenn wir nicht Land besetzen, werden wir alt und ziehen mit dem Koffer auf der Schulter von einem Ort zum anderen. Also ist die provisorische Lösung genau diese: Land besetzen.“

Für rund 300 Familien in Montevideo wurde im Jahr 1996 der Aufenthalt auf dem von ihnen besetzten Land bewilligt, erklärt Bürgermeister Arana. Der kleine, schmale Mann mit leiser Stimme ist überall in der Stadt zu sehen: beim Tag der Obdachlosen, bei Ausstellungseröffnungen, beim Tangogipfel – und auch da nicht nur beim Eröffnungskonzert. Das Problem der Landbesetzungen beschäftigt den Montevideo-Fanatiker („Mir würde es sehr schwerfallen, woanders zu leben“) ganz besonders, denn als ausgebildeter Architekt hat er mehr als andere die Veränderung des Stadtbildes im Blick: „Montevideo ist eine Stadt, die nicht von der Bevölkerungszahl her wächst, sondern dagegen in territorialer Hinsicht. Und das ist das Schlimmste, was einer Stadt passieren kann. Es ist unlogisch, mehr Straßen, Straßenbeleuchtung und Buslinien einzurichten und die Wasser- und Sanitärversorgung auszudehnen, während sich die schon bestehenden Gebiete der Stadt immer mehr entvölkern.“ Die Stadtverwaltung setzt auf die Rückgewinnung der innerstädtischen Gebiete und finanziert auch einige Restaurationsprojekte, unter anderem in der Altstadt und in der Südstadt. „Das ist nicht nur ökonomischer, sondern auch in menschlicher Hinsicht vernünftiger.“ Doch Restauration dauert, und viele Menschen brauchen jetzt eine Lösung ihrer Wohnungsprobleme. In zwei Jahren ist die Zahl der besetzten Ländereien von 110 auf 164 hochgeschnellt.

Susana würde momentan auch nicht umziehen, wenn ihr eine gute Fee anderswo ein Stück Land schenken würde. Sie will weiterkämpfen für „Los Reyes“, denen immer unterstellt wird, eine Organisation im Hintergrund zu haben, weil die Bewohner in so kurzer Zeit so viel auf die Beine gestellt haben. Eines der nächsten Ziele ist es, das Wasser und den Strom zu bezahlen, die momentan illegal abgezapft werden. Aber das käme schon fast einer Anerkennung der Besetzung gleich, und das könnte ungeahnte Folgen haben, weil „Los Reyes“ das größte besetzte Landstück Uruguays ist. „Daher heißt es immer, sobald auch nur irgendein Problem mit den Landstücken auftaucht: Los Reyes. Es ist eines der neuesten, – wir haben seit 90 Jahren Landbesetzungen und nie wurde ihnen Aufmerksamkeit geschenkt, aber Los Reyes ja. Weil es eben am größten ist“, ärgert sich Susana.

Sie hat mich in ihren Wohnraum zu einem Mate eingeladen, dem hier so typischen Kräuteraufguß. Mate ist mehr als ein Getränk, Mate ist ein Ritual. Susana gießt langsam heißes Wasser aus der Thermoskanne in den Mate, die mit bitteren Matekräutern bis zum Rand gefüllte Kalabasse. Am Rand steckt die Bombilla, das Trinkrohr aus Metall. So wandert das Gefäß in die Runde, jeder trinkt einen Aufguß und gibt den Mate zurück an denjenigen, der gerade „serviert“. Wenn Besuchern kein Mate angeboten wird, ist das ein schlechtes Zeichen, wird aber „Mate lavado“ gereicht, also ein Aufguß mit schon ausgelaugten Kräutern, sollte man das als Zeichen zum Aufbruch ansehen. Susana lacht, als ich ihr sage, daß ich am Anfang immer um ausgewaschenen Mate gebeten habe: er ist nicht so bitter. Und sie lacht noch mehr, als ich ihr erzähle, wie ich bei meinem ersten Trinkversuch dachte, mit der Bombilla im Topf herumrühren zu müssen, obwohl das nur dem Servierer zusteht.

Die Mate-Bräuche sind so vielfältig wie die Mategefäße, die überall an Straßenständen ausliegen. Es gibt Kürbisse mit eingebrannten Mustern, mit Alpaka verziert oder auch ganz haarige – „die sind mit Ochsenhoden überzogen“ verrät mir ein Straßenhändler. Auch an seinem Stand hängen die typischen ovalen Ledertaschen, die „materos“, in die Mate und Thermoskanne, umfallsicher nebeneinander passen. Aber die meisten Uruguayos gehen mit der unter den Arm geklemmten Thermoskanne durch die Straßen, ein Brauch, der in Brasilien, Chile oder Argentinien unbekannt ist. Dort saugt man das stimulierende Getränk nur zuhause. In manchen uruguayischen Bussen hängen sogar Schilder „Achtung – Mate trinken im Bus ist gefährlich!“, und in allen Bars oder Cafés lassen sich die Thermoskannen auffüllen. Bestellen kann man Mate dort jedoch nie: Mate ist eben etwas ganz Persönliches. Aber als der argentinische Präsident einmal im „Victoria Plaza“ in Montevideo zu Gast war und seinen Mate vergessen hatte, hat man doch schnell von einem Portier den Mate ausgeborgt. Der Matetopf von Juan Pablo Mirza, Journalist bei der Radiogruppe „Testimonios“, war schon besonders viel unterwegs: zu Interviews geht er nie ohne. „Mit Mate schaffst du in fünf Minuten ein Vertrauensverhältnis, für das du sonst Tage gebraucht hättest“, sagt er. Der Brauch, die Kräuter

des Ilex-Paraguayensis mit heißem Wasser aufzugießen, verhinderte Epidemien und Darmerkrankungen, und die Guaraní-Indios, die im Gebiet des südlichen Paraguay und des nördlichen Argentinien mit dem Mate-Trinken begannen, sollen denn auch besonders kräftig und ausdauernd gewesen sein. Vitamine und Riboflavine helfen nicht nur gegen Müdigkeit, sondern auch gegen Hunger. Und so ist Mate in Gegenden wie „Los Reyes“ abends oft die einzige Mahlzeit.

## Darum Uruguay!

Fast zwei Jahre lang hatte ich Material über das kleine Land am Rio de la Plata gesammelt. Trotzdem fiel es schwer zu begründen, warum es denn gerade dieses Land sein sollte. Die klassischen Touristenattraktionen Lateinamerikas? Nicht vorhanden. Kein Dschungel, keine Tempel von Mayas oder Azteken, keine Korallenriffe. „Jetzt mal ehrlich – wenn du nur drei Wochen Zeit hättest, würdest du da nach Uruguay fahren?“ fragt ein Lateinamerika-erfahrener Kollege. Ja, ich würde sofort wieder ins Flugzeug steigen. Aber ich habe auch Zeit gehabt, das Land und seine verborgenen Seiten kennenzulernen. Ich hatte zwar von den Rindern gelesen, für die Uruguay berühmt ist – aber nie etwas davon, wie traumhaft schön es sein kann, in der grellen Sonne stundenlang an nie enden wollenden Weideflächen vorbeizufahren, von Kühen verwundert beäugt, im Radio die Folklore-Musik von Alfredo Zitarossa. „Sencillo“, das Wort habe ich erst in Uruguay gelernt. Es bedeutet „einfach“, „ehrlich“, „schlicht“ – und wird erstaunlich oft verwandt. Das Unspektakuläre macht den Reiz des Landes aus. Nach drei Wochen gefällt es einem zwar schon, aber spätestens nach drei Monaten fängt man an, es zu lieben.